

*Marie forever*

Auf der Fensterbrüstung trippelt eine Taube hin und her. Ich klopfe an die Scheibe, der Vogel flattert hoch und fliegt weg. Der Platz unter meiner Wohnung ist leer, die Bar geschlossen, Tische und Stühle sind aufeinander gestapelt und mit Stahlseilen gesichert.

Bald sollte das Müllschiff auftauchen.

Eine willkommene Gelegenheit, um das Haus zu verlassen.

Maske überziehen, ein bisschen draussen rumlungern und darauf warten, dass man seinen Abfallsack entsorgen kann. Vielleicht mit einem Nachbarn, einer Nachbarin einige Worte wechseln. Die Konversation ein Mysterium aus Wortellipsen und Satzgewölken, durch die Zellulose gedämpft und zerhackt, manchmal findet man sich auf halber Strecke wieder, aber ja, ein Desaster das alles, du hast vollkommen recht.

Hätte ich doch nur einen Hund. Mit behördlicher Bewilligung darf man die Vierbeiner spazieren führen. Und nein, die Hundepfoten müssen nachher nicht desinfiziert werden. Das wird unter Nr. 29 als einer von insgesamt 70 Punkten im Link *Disinformazione e fake news* auf der Covid-19 Website des *Ministero della Salute* festgehalten.

Tag Null war der 23. Februar.

*Finita la festa*. In der Nacht auf Montag wurde der Karneval abgebrochen. Für den Ballo del Doge am Samstag hat es gerade noch gereicht. Bei dem Event, ein klebriger Mix aus Fellini, Eyes Wide Shut und Cirque du Soleil, dürfen sich jeweils russische Edelnutten und Möchtegern Casanovas unter die Celebrities aus aller Welt mischen.

In den darauf folgenden Tagen haben die Touristen die Lagune mit den letzten Zügen und Flugzeugen, dem Privatjet oder der Luxusjacht fluchtartig verlassen. Mit ihnen sind auch die afrikanischen *Vu cumprà* verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt, ebenso wie die verkrüppelten alten Weiber, einen Pappbecher in der zitternden Hand. Romakinder, zum Betteln gezwungen, eine groteske Maskerade, die Grösse der Turnschuhe verrät sie.

Keine Niedertracht, mit der sich nicht Geld machen liesse.

Und jetzt diese unwirkliche, nie dagewesene Leere.

Woche sechs im landesweiten Lockdown.

Die Tonspur, die normalerweise den Alltag in der Stadt bis tief in die Nacht unterlegt, ist einer gespenstischen Stille gewichen.

Nur noch wenige Schiffe verkehren. Manchmal hört man die Sirenen der Ambulanz oder der Polizei am anderen Ende der Stadt.

Raum, Himmel, Stein und Farbe.

Die Schritte der Passanten widerhallen in den Gassen.

Bis auf Apotheken, Tabacchi und Supermärkte, wo man sich mit dem Nötigsten eindecken kann, sind alle Läden geschlossen. Theater, Kinos, Museen: *tutto chiuso*. Wehe, man verlässt sein Revier ausserhalb eines Radius' von 200 Metern ohne das ausgefüllte Formular mit dem schönen Namen „Selbstbeurkundung“, das man online runterladen kann. Die Polizei kontrolliert die Einhaltung der Regeln ohne Pardon.

Zum Glück ist die Barke des Gemüsehändlers auf dem Rio San Barnaba noch hier, von meiner Wohnung sind es nur ein paar Schritte. Welche Augenweide. Kistchen reiht sich an Kistchen, gefüllt mit Tomaten, sattglänzenden Melanzane und Carciofi mit ihren violetten Spitzen, Peperoni in knalligem Orange und Gelb. Granatäpfel, Blumenkohl, zartlila und schneeweiss, aufgeschnittene Wassermelonen und dazwischen die zotteligen Büschel der Barba di Frate. Eine Metapher des Überflusses und der Lebensfreude.

Wie genügsam man doch wird.

Das Wasser der Lagune ist kristallklar. Man sieht jetzt den Unrat und den ganzen Schrott, der sich über all die Jahre auf dem Grund der Kanäle angesammelt hat. Fischschwärme. Krebse.

Ausserdem wurden ein paar Medusen der Art *Rhizostoma pulmo* gesichtet, sie bewegten sich elegant und in stoischer Ruhe durch die Spiegelungen der Architektur. Im Web kursierte alsbald die Nachricht, es habe sich bei den Quallen um eine Grussbotschaft von Mutter Erde gehandelt als Dank dafür, dass sie jetzt heilen kann.

Langsam scheint der Irrsinn um sich zu greifen.

Wie ein Zootier drehe ich endlose Runden in meiner Wohnung. Immerhin bin ich nicht zur Untätigkeit verdammt. Die Redaktion von „Musica“ hat mir einen Stapel CDs mit neuen Einspielungen zukommen lassen mit der Bitte, drei für die "CDs des Montas" im Mai zu rezensieren, darunter Ottavio Dantone mit Cembalowerken von Benedetto Marcello, zwei Opern von George Benjamin in Aufnahmen des Royal Opera House, Schubertsonaten, Decca mit den kompletten Einspielungen unter Herbert von Karajan und das Requiem von Silvestro Durante. Jeden Tag höre ich mich in ein anderes Werk hinein.

Nachts aber liege ich meistens schlaflos. Wie lange soll dieser Zustand noch anhalten? Wann werde ich meine Enkel wieder in die Arme schliessen können? Um die Ängste zu bannen versuche ich, Maries Gesicht und die Bilder jenes Sonntags heraufzubeschwören, ein halbes Jahr ist es her. Flashes wie aus einem Film, in dem ich wider Willen im Off die Rolle des stillen Beobachters spielte. Jedes Detail rufe ich mir ins Gedächtnis, und wenn ich aufwache, weiss ich nicht, ob ich alles nur geträumt habe.

Die Musik rettet mich über die Tage hinweg. Nachts aber ist mir Marie Trost und Begleiterin in diesen düsteren, einsamen Zeiten.

*Marie forever.*

Es war spät geworden an dem Abend. Ich war mit Freunden in einer Bar in Cannaregio hängen geblieben. Gegen Mitternacht machte ich mich zu Fuss auf den Heimweg. Beim Queren eines kleinen Platzes bemerkte ich im Halbdunkel auf einer Hauswand ein neues Graffito, weiss auf den abblätternden Verputz gesprayed: *Vota destra tua moglie avrà le tette più grosse e tu potrai comprarti la BMW X*

Ich lachte still vor mich hin.

Nach ein paar Schritten bog ich in eine enge Gasse ein.

Der spärlich beleuchtete Schlitz sog mich förmlich in sich hinein. Meine Schultern berührten beinahe die Mauern.

In dem Moment löste sich am anderen Ende der Passage ein Schatten aus dem Gemäuer. Die Gestalt verdunkelte einen Augenblick den Zugang zur Gasse, dann zog sie sich wieder zurück. Fast gleichzeitig trat ich hinter die Ecke. Ich wartete, dann hörte ich, wie sich Schritte näherten. Ein schlaksiger junger Mann in Jeans und weissem, lose hängendem Hemd tauchte auf. Sein halblanges Haar war im Nacken zusammengebunden.

Er murmelte etwas, das wie *merci monsieur, bonne nuit* klang. Die Nacht verschluckte ihn.

Am Fuss des Ponte degli Scalzi kam mir ein Rudel Teenager entgegen, spärlich bekleidet und sturzbetrunken. Kreischend stolperten die Mädchen auf ihren Stiletto die Treppenstufen herunter, über die Schulter gerutschte Spaghettiträger, halbleere Wodkaflaschen in der einen Hand, mit der anderen hielten sie sich am Geländer fest, *Venice is so fucking boring and the gondolieri are so fucking hot!*

Der Geruch nach Alkohol und süsslichem Parfum.

O heimgesuchte Stadt.

In der Mitte der Brücke glänzte es metallisch an der Halterung des Geländers.

Ein *lucchetto*. Sie können es nicht lassen. Immer wieder hängt jemand ein Liebesschloss an ein Geländer, dessen Schlüssel, vom hingehauchten Schwur auf ewige Liebe begleitet, ins Wasser geschleudert wird.

Ich blieb stehen, beugte mich hinab und las die mit wasserfestem Filzstift geschriebene Botschaft. *Marie forever 28/09/2019.*

Das gestrige Datum. An einem der kommenden Tage würde das Schloss von einer Equipe der Stadtreinigung geknackt und entfernt werden.

Es war viertel vor eins, als ich über den leeren Campo ging und auf meinen Hauseingang zusteuerte. Erst im letzten Augenblick bemerkte ich das Paar, das im Schatten der Türnische stand, sehr jung, ineinander verknotet und mehr aus- als angezogen.

Ich räusperte mich.

Scusate, dovrei ... entschuldigt bitte, ich müsste ... hmmm, diese Tür hier aufschliessen.

Der Junge hob nicht einmal den Kopf, *no problem*, murmelte er, die beiden verschoben sich synchron um einen halben Meter, ohne von sich zu lassen.

*Thank you so much*, sagte ich, ging hinein und drückte den Lichtschalter.

Auf der Treppe erinnerte ich mich an ein Gedicht, wo hatte ich es gelesen?

*Heulend werde ich heute Nacht durch die Stadt ziehen, ich werde herumirren und euch mit wütenden Küssen verschlingen, an euren Körpern werde ich kleben wie Limonade, aber es bleibt beim Gedanken, es bleibt beim Gedanken, ich lege mein Gebiss in den bitteren Kelch, gute Nacht, gute Nacht, nur in meiner Vorstellung lebt ihr, alle Schönen dieser Welt, nichts mehr als ein Trugbild, gute Nacht.*

Die Glockenschläge der nahen Kirche weckten mich.

Ich duschte und bereitete mir einen Kaffee zu. Während ich auf das Blubbern der Espressomaschine wartete, stand ich am offenen Fenster und rauchte eine Zigarette.

Der Platz war belebt, die Bar hatte Tische und Stühle rausgestellt. Stimmengewirr. Gelächter.

Unter meinem Fenster sass eine Familie beim Frühstück. Zwei Jungen von engelhaftem Aussehen, braungebrannt, das Haar von der Mittelmeersonne gebleicht. Der eine mochte zehn oder elf Jahre alt sein, der andere war etwas jünger. Sie hätten meine Enkel sein können.

Eine Hippiefamilie. Rucksacktouristen oder mit einem VW-Bus auf der Heimreise von Griechenland, wie alle.

Der Vater drehte sich eine Zigarette. Ein hübscher junger Mann mit ebenmässigen Zügen und halblangem Haar. Es war der Franzose, dem ich gestern Nacht begegnet war, es gab keinen Zweifel. (Was hatte er dort gesucht, so spät, allein?)

Der kleinere Junge warf den herumhüpfenden Spatzen Krümel zu. Der ältere wischte auf einem Smartphone herum. Die Frau zeichnete in einem Notizbuch. Sie war barfuss, die Riemchensandalen lagen neben ihrem Stuhl. Hohe Stirn, helles lockiges Haar, mit einer Spange hochgesteckt. In der linken Augenbraue ein Piercing. Das halblange blaue Kleid war von einem geflochteten Lederband gegürtet.

Sie erinnerte mich an jemanden. Wo hatte ich sie schon gesehen?

Der Tisch ein Schlachtfeld. Leere Kaffeetassen. Zwei halbvolle Weissweingläser. Zerkrautschte, ausgeweidete Brötchen, zerzupfte Hörnchen und Sfogliatelle. Cola Büchsen. Die rosa Pfütze einer geschmolzenen Eiskugel. Eine nachlässig zusammengefaltete Zeitung. *Le Figaro*.

Der Mann rauchte. Die Frau betrachtete die Fassade der Kirche und kritzelte in ihrem Buch.

Ich holte mir eine Tasse Kaffee und schaute wieder hinaus. Wie gebannt verfolgte ich das Geschehen. Die vier passten nicht hierher. Wiedergänger aus einer fernen Zeit, von der Lagune auf den Platz gespült.

Der Mann sagte etwas zu der Frau. Sie schüttelte heftig den Kopf. Er drückte die Zigarette aus. Die beiden schrien sich auf französisch an. Die Frau stand auf, zornig knallte sie ihr Buch auf den Tisch und verschwand in der Bar. Die Leute drehten sich nach ihr um. Der Mann redete eindringlich auf die beiden Jungen ein, aber sie zuckten nur mit den Schultern. Er zögerte, dann sprang er hoch, schnappte sich die Zeitung und ging schnell über den Platz. Bevor er hinter der Hausecke verschwand, wandte er sich noch einmal um, er rief den beiden Jungen etwas zu, dann war er weg. Die Frau kam wieder. Sie setzte sich, schlüpfte in die Sandalen und schnürte die Lederriemchen um die Fesseln. Der Kellner trat an den Tisch, die Frau bezahlte und stopfte das Notizbuch in ihre Umhängetasche. Sie entwand dem Jungen das Smartphone und forderte mit einer Kopfbewegung die beiden Kinder auf, ihr zu folgen. Der ältere sagte etwas.

Dann ging alles ganz schnell. Die Frau hob den Arm und versetzte ihm eine Ohrfeige. Er schaute sie fassungslos an, dann rannte er davon, in der Richtung, die der Vater genommen hatte. Der andere begann zu weinen.

In dem Augenblick bemerkte mich die Frau, unsere Blicke trafen sich kurz. Sie wandte sich ab, schaute noch einmal hoch, zuckte wie entschuldigend mit den Schultern, dann nahm sie den Jungen an der Hand und verschwand mit ihm im Sotopòrtego unter meiner Wohnung. Ein Kellner kam mit einem Tablett und begann, den Tisch abzuräumen.

Ich war wie gelähmt. Der Sonntagszauber war dahin. Für einen Augenblick hatte ich mich der Illusion einer Offenbarung hingegeben - die Apotheose einer heiteren und vollkommenen Familie. Wie hatte es doch der verehrte Umberto Eco formuliert? Definition der Psychoanalyse: dass es zwischen Mann und Frau nicht funktioniert.

Verstört über den Vorfall setzte ich mich an den Schreibtisch und nahm meine Arbeit an dem Artikel wieder auf, den ich bis spätestens am folgenden Vormittag der Redaktion abgeben musste. Sie wollten eine Kritik zur Oper, die am Freitag im Teatro della Fenice Premiere gehabt hatte, *Orfeo ed Euridice* von Christoph Willibald Gluck. Ein paar Gedanken waren schon skizziert, aber es fehlte mir ein Aufhänger, der Einstieg zum Ganzen.

Ich konnte mich nicht konzentrieren und ertappte mich dabei, wie Euridice allmählich die Züge der Französin annahm.

Kurz nach fünf klickte ich auf „senden“, verließ die Wohnung und nahm ein Vaporetto hinüber zur Giudecca.

Auf der Plattform des Schiffes war ein Gedränge. Stehend, das Gewicht von einem Fuss auf den anderen verlagernd, debattierten zwei Männer lauthals und gestenreich über das geplante Menu des sonntäglichen Abendessens, ich versuchte hinzuhören, *porcini, crespelle, aglio, carciofi, magari con un pò di prezzemolo, pappardelle, pomodorini, un sogno ...*, mir lief das Wasser im Mund zusammen, in Gedanken ging ich den Inhalt meines Kühlschranks durch.

In dieser Stadt wird gerne und leidenschaftlich über das Essen geredet. Schon die Kinder, die einen Plastikbeutel mit Foto, Namen und Telefonnummer um den Hals gehängt, beim Ausflug ihr Picknick auspacken, vergleichen eloquent den Inhalt ihrer Lunchboxes. Selbst die Hündchen bekommen die Vorzüge dieser Obsession zu spüren. Im Strassencafé bietet Frauchen ihrem frisch geföhnten Liebling auf dem Schoss gerne mal ein *biscotto* oder eine Ecke ihres *tramezzino* an. Bei San Giorgio stieg ich aus und bog gleich hinter der Kirche rechts um die Ecke. Dort, beim kleinen Jachthafen, ist meine Lieblingsbar. Schräg gegenüber, vom Mastengewirr zerschnitten, die Fassade des Palazzo Ducale von der untergehenden Sonne in rosa Licht getaucht.

Ich bestellte ein Glas Weisswein, zündete mir eine Zigarette an und wartete mit einer Mischung aus masochistischer Lust und grimmiger Wut auf die *MSC Lirica*.

Ein Kommen und Gehen von Vaporetti. Metamauco und Malamocco, die Autofähren zum Lido, kreuzten sich. Transportschiffe tuckerten vorbei. Ein Lastwagen. Weinfässer. Ein Berg prall gefüllter blauer Wäschesäcke eines Hotels.

Direkt gegenüber konnte ich die *Body Guards* mit ihren verspiegelten Sonnenbrillen und den Earpods auf den Decks patrouillieren sehen. Dort, an der Riva di Biagio, legen die grossen fetten Jachten der Russen, Araber und US-Milliardäre an, fünf Stück waren es, hintereinander in einer Linie aufgereiht. Die sind jetzt auch weg, haben Leine gezogen und sind abgerauscht auf ihre Privatinseln im Mittelmeer oder in der Karibik.

Es war viertel nach sechs. Gleich musste die *MSC Lirica* auftauchen. Und da war sie auch schon, sie kündete sich mit einem leisen Vibrieren unter den Füßen an. Bald darauf schob sich ein gigantischer Bug von links in mein Blickfeld, ein Schlepper voraus. Schwarzer Rauch quoll aus den drei schräg in den Himmel stehenden Kaminen. Das Kreuzfahrtschiff von den Dimensionen eines zwölfstöckigen Hochhauses glitt an San Giorgio vorbei und verdunkelte den Himmel. Auf der abgewandten Seite drängten sich jetzt die Passagiere an der Reling und machten ihr letztes Video von der *Serenissima*. Die *MSC Lirica* fuhr langsam vom Canale della Giudecca in das Bacino San Marco ein, und vor meinem inneren Auge entfaltete sich, zum wiederholten Mal und in vollkommener Stille, ein an Dramatik nicht zu überbietendes Szenario. Ein paar wenige Grad Abweichung vom Kurs, ein Fehler im Computersystem, eine menschliche Unachtsamkeit, und das Schiff rammt die Riva degli Schiavoni, pflügt sich langsam aber stetig durch die Piazza San Marco, wie ein Schwarm aufgeschreckter Vögel fliegen Gondeln durch die Luft, die Fassade des Palazzo Ducale zerbröseln, Menschengruppen werden zermalmt, das vorkragende Deckshaus rasiert die Turmspitze des Campanile weg, der Bug kollodiert mit der Basilica und schiebt sie vor sich her, wie Spielzeuge werden die bronzenen Pferde, der Löwe, die fein ziselierten Türmchen weggeschleudert, Millionen goldene Mosaiksteinchen regnen vom Himmel, Palazzi fallen in sich zusammen wie Sandburgen, schon sucht sich das Wasser seinen Weg in die frisch geschlagene

Bresche.

Als das Schiff endlich zum Stillstand kommt, verkeilt in die Trümmer des Krankenhauses SS.

Giovanni e Paolo, ist die Schwanzflosse des Fisches, den Venedig aus der Luft bildet, vom Rest der Stadt durch eine 40 m breite Schneise gekappt.

Ein goldenes Schimmern auf dem Grund der Lagune.

Ich kenne sie alle beim Namen. Per Webcam kann man die Reiseroute der Schiffe verfolgen, ich wusste genau, wann welches Schiff ein- und auslief. Bis zu sechs Kreuzfahrtschiffe lagen jeweils im Tronchetto, eine monströse Skyline hinter dem filigranen Gewirr der Palazzi. Bei Nebel kündigte ein tiefer, langgezogener Sirenton ihr Kommen an, ein Klang wie aus der Unterwelt, der über die ganze Stadt, in die Gassen und über die Plätze flutete. Tag für Tag stiessen die Ungetüme mitten ins Herz der Stadt vor, erbrachen abertausende von Menschen und verschlangen sie am Abend wieder, um zum nächsten Hafen auszulaufen. Die Passagiere lehnten in Apéro Laune an der Reling und warfen einen letzten Blick auf die Stadt. Liefen die Schiffe frühmorgens aus, standen die Leuten auf den Balkonen und rieben sich den Schlaf aus den Augen, eine Phalanx weisser Bademäntel mit gezückten Smartphones und Kameras.

Die Schiffe störten das fragile Gleichgewicht der Lagune und verpesteten die Luft. Angesichts der Millionen, die durch das Hafengeld in die Stadtkasse gespült wurden, war niemand gewillt, diesen Vorboten der Apokalypse Einhalt zu gebieten. Die Proteste der Umweltschutzverbände und der Bürgerinitiative "*No grandi navi!*", die in der Bevölkerung breite Unterstützung findet, liefen ins Leere.

Jetzt hat ein unsichtbares Virus geschafft, was die Politik über Jahrzehnte nicht zu Stande gebracht hat.

Ein Schuss vor den Bug, im wahrsten Sinne des Wortes, abgefeuert in Wuhan.

Eines fügt sich zum anderen. Mittlerweile gehört den Chinesen halb Venedig. Es geht zu und her wie auf einem Jahrmarkt, kommt, Leute, kommt und kauft, alles muss weg! Die Behörden und Politiker machen in alle Himmelsrichtungen den Kotau, selbst die Inseln werden verramscht. Private Liegenschaften wurden zu Airbnbs und illegalen Ferienwohnungen umfunktioniert, die Besitzer verdienen an einem Tag soviel wie früher in einem Monat. Was unverkäuflich ist wird als Werbefläche an Versace Gucci Prada & Co. vermietet. Panels von der Grösse eines Tennisplatzes spannen sich über die Fassaden der Palazzi. Mal flüstert uns George Clooney von weit oben herab *What else?* zu, mal spiegeln sich die knallroten aufgespritzten Lippen eines Models von l' Oréal in einem Kanal, mal verspricht uns Campari an der Front einer barocken Kirche, die gerade renoviert wird, *A timeless story*.

Nicht zu vergessen die jüngste Heimsuchung: Stand Up Paddler. *Venice relaxed, great pictures from a privileged point of view!* 70 Euro die Tour. Ganze Rudel waren mitten in der Stadt unterwegs, sie

machten den Booten die Durchfahrt streitig und posierten mit ihren Boards vor der Seufzerbrücke für ein Foto auf Instagram.

Wir haben unsere Seele verkauft. Die schlimmste der sieben Todsünden: Avaritia. Die Habgier. Die Stadt geht vor die Hunde, auch ohne Virus.

Langsam kam das Heck der *MSC Lirica* in Sicht. Zuoberst standen ein paar Leute und winkten. Unten, auf einer am Pier vertäuten Jacht, winkten Kinder zurück.

Ich stutzte.

Gerade vor dem Café waren Leute daran, ihr Boot zum Auslaufen bereit zu machen.

Es waren die Franzosen. Der ältere Junge ging dem Vater zur Hand. Er schleppte Plastiksäcke eines Supermarkts in die Kabine. Der kleinere sass mit angezogenen Beinen auf dem Deck, den Rücken an den Mast gelehnt. Die beiden trugen tadellose weiße T-Shirts und dunkelblaue Bermudas.

Hippies. VW-Bus. Rucksacktouristen.

Von wegen. Die Jacht, eine *Bénéteau Oceanis 45*, war ein Vermögen wert.

Stumm verrichteten Vater und Sohn ihre Arbeit. Von der Frau keine Spur. Weshalb war ich mir überhaupt so sicher gewesen, dass sie die Mutter der Kinder war?

Der Kleine stand auf, ging zum Vater und legte den Kopf an seine Brust, er schien zu weinen. Der Mann fuhr ihm zwei- dreimal unbeholfen mit der Hand über den Rücken, neigte sich zu ihm hinunter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dann löste er die Taue, der Motor begann zu tuckern, die Jacht glitt rückwärts aus dem Anlegeplatz und drehte bei. Ich konnte jetzt den Namen des Schiffs am Bug lesen: *Marie*.

War es ein Zufall?

Gemächlich schob sich das Schiff aus dem Hafen, am kleinen Leuchtturm vorbei, wendete um 180 Grad und fuhr im Kielwasser der *MSC Lirica* in Richtung offene Lagune.

Ich stand auf, warf ein paar Euro auf den Tisch und lief zum Ende der Hafenmauer.

Ganz nah fuhr die *Marie* an mir vorbei. Die beiden Jungen sassen jetzt auf dem Vordeck. Sie kehrten mir den Rücken zu und starrten angestrengt hinüber zur Stadt, als suchten sie nach jemandem.

Ich steckte mir eine neue Zigarette an und schaute dem Schiff nach, bis es hinter Sant' Elena verschwand.

Von einer fiebrigen Unruhe gepackt machte ich mich auf den Heimweg, aufgewühlt von dem Drama, dessen Zeuge ich in den vergangenen Stunden geworden war.

In den Gassen sammelten sich schon die Schatten des Abends.

Ich versuchte, nochmals Marie heraufzubeschwören, ja, ich würde sie fortan so nennen, wie sie zum mir hochgeschaut hatte mit einem Ausdruck des Erstaunens auf dem Gesicht. Sie musste noch hier sein, verschluckt vom Labyrinth der Stadt, jeden Augenblick konnte sie hinter einer Hausecke, auf einer Brücke, unter einem Sotopòrtego auftauchen, aus einer Tür treten.

Und dann kam mir plötzlich in den Sinn, wo ich sie schon gesehen hatte.

*Madonna degli alberetti* von Giovanni Bellini. Die Muttergottes mit Kind vor einem monochromen grünen Hintergrund. Zwei zierliche Bäumchen flankieren die Szenerie. Die Maria und Marie sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Derselbe trotzige Zug um den Mund, die dunklen Augen, die hohe Stirn, selbst das Blau des Umhangs stimmt. Sie hält das Jesuskind, das auf einer Brüstung steht, mit beiden Händen umfassen. Die Fingerspitzen seiner linken Hand berühren ganz leicht die rechte Hand der Mutter, eine kleine Geste von grosser Innigkeit. Sie aber hat den Blick gesenkt, schaut teilnahmslos, ja beinahe missmutig auf das Kind, als wisse sie nicht so recht, was sie mit dem rothaarigen Bübchen in ihren Armen anfangen soll.

Das Gemälde, seit fünfhundert Jahren Objekt des Entzückens und der Anbetung, hängt in den Gallerie dell' Accademia, versteckt in einem dunklen Raum im Obergeschoss. Es ist jetzt weggesperrt, aber die erleuchtete Erinnerung daran kann mir niemand nehmen.

Der Streit bei den Nachbarn nebenan geht schon wieder los. Die Häuser in der Altstadt sind durchlässig.

Türeknallen. Schritte im Treppenhaus. Der Nachbar geht jetzt hinunter, um im Hinterhof eine Zigarette zu rauchen, wie immer.

Woche sieben im Lockdown.

Seit zwei Monaten darf ich Raffaele und Alessandro, vier und sieben Jahre alt, die Doppelsonne in meinem Leben, nicht mehr sehen. Was für eine Zumutung, was für ein Unglück. Sie wohnen mit ihrer Mutter in einer kleinen Dreizimmerwohnung auf dem Lido. Mit den Video Chats habe ich aufgehört; der Schmerz, die Kinder nicht mehr in die Arme nehmen zu dürfen, ist grösser als der Gewinn beim Austausch von Oberflächlichkeiten, der oft in Sprachlosigkeit endet. Lieber ab und zu ein Anruf, wie geht's, alles gut?, ja ja, alles gut, und bei dir? Cristina ist mit den Nerven am Ende, ich höre das hysterische Flattern in ihrer Stimme. Papa, pass auf dich auf, sagt sie jedesmal, bevor wir aufhängen. Sie macht sich Sorgen um mich. Mit dem erhöhten Risiko, am Virus zu krepieren, bin ich tatsächlich in guter Gesellschaft. In meinem Sestiere wohnen fast nur noch Alte. Wir haben Pest und Cholera, Napoleon, die Österreicher, den Duce, Berlusconi, die Jahrhundert Acqua Alta vom vergangenen November überlebt. Kann es noch schlimmer werden?

Niemand weiss, was noch kommt. Wir tun einfach, was man uns sagt. Die Behörden könnten uns vorschreiben, nur auf einem Bein zu gehen oder nur noch rote Socken zu tragen. Alle würden es befolgen.

Unser Alltag ist zu einem absurden, surrealen Spektakel verkommen. Equipen der Stadtreinigung, die aussehen wie Ausserirdische, desinfizieren regelmässig Gassen und Plätze. Die Geometrie - Striche, Kreuze, Pfeile, Kreise - orchestriert unser Verhalten. Gehässigkeiten, wenn einer in der Schlange den Abstand missachtet. Alarm, wenn jemand hinter dir hustet.

Jeder seinem Nächsten eine tödliche Gefahr.

Die Angst, im *Live Ticker* von den Medien mit einer verwirrenden Flut an Zahlen und auf- und absteigenden, ineinander verknäuelten Kurven befeuert, nistet sich in unseren Hirnwindungen ein und dringt in die hintersten Poren unserer Körper, und das Denunziantentum erblüht wieder einmal zur staatstragenden Tugend.

Man gewöhnt sich so schnell an alles.

Die Ungewissheit. Wann wird das alles endlich aufhören?

Immer wieder male ich mir in schlaflosen Nächten neue Szenarien aus, in denen Marie die Hauptrolle spielt.

Das geht zum Beispiel so. Ich stelle mich in angemessenem Abstand in die Schlange vor dem Supermarkt. Weiter vorn steht eine junge Frau, grüner Kapuzenpulli, schwarze Leggings, ein kleiner Rucksack. Sie neigt den Kopf über ihr Handy. Die Schlange rückt vor, sehr langsam, und ehe die Frau durch die Eingangstür tritt, wendet sie kurz den Kopf. Sogar aus der Distanz kann ich das Piercing in der linken Augenbraue erkennen. Sie scheint irritiert. Vielleicht lächelt sie unter der Maske, dann verschwindet sie im Eingang. Geht es schnell genug, besteht die Wahrscheinlichkeit, dass wir noch im Laden aufeinander treffen. Ich würde, den aufgeklebten Pfeilen folgend, durch die Regale streifen und dann versuchen, direkt hinter ihr an der Kasse anzustehen und sie wie beiläufig irgend etwas fragen. Oder ich würde beim Ausgang am anderen Ende des Ladens auf sie warten und ihr unauffällig folgen, sie würde ihre Einkäufe bestimmt nach Hause bringen. Ich würde ihr eine Nachricht in den Briefkasten mit dem französisch klingenden Namen werfen mit der Bitte, mich anzurufen, weil ich ihr in den Gallerie dell' Accademia, sollten sie irgendwann wieder geöffnet sein, unbedingt ein Gemälde zeigen möchte, auf dem sie vor fünfhundert Jahren porträtiert wurde. Oder sie würde, Variante drei ...

Ach du lieber Himmel. Hör auf und lass es gut sein, du alter Kindskopf.

Manchmal schicke ich ein Stossgebet hinauf zu der dunklen hohen Balkendecke. Ich habe ein paar dringliche Anliegen, oh Signore, *grazia e misericordia*. Ich bitte Dich im Namen aller Ungeborenen der Serenissima inständig, in Zukunft jedes Kreuzfahrtschiff, das Kurs auf Venedig nimmt, in der Adria zu versenken. Und ja, möge die Welt uns wieder umarmen, sollen die Touristen

meinetwegen wieder kommen, aber, Signore, was zuviel ist, ist zuviel, Du wirst es zugeben müssen. Und bitte mach, dass dieser unheimliche Spuk bald zu Ende ist. Ich möchte endlich wieder zusammen mit meinen Enkeln am Lido Fussball spielen und für sie meine *Gnocchi al ragù* zubereiten, die sie so lieben. Amen.